

Barbara Frischmuth im Gespräch mit Martin Sailer (ORF Studio Tirol, in: "Mosaik" vom 28. 5. 2005)

M. S.: Heute vor einer Woche gingen die 28. Innsbrucker Wochenendgespräche zu Ende. In der von Gisela Holzner organisierten Veranstaltung sprachen dreizehn internationale Autorinnen und Autoren über das Leben und Schreiben in fremden Sprachen. Erstmals moderiert wurden sie von Barbara Frischmuth, die als Orientalistin und Poetin eine Kennerin der Materie ist. Nach der zweiten Lesung im Kulturhaus Tirol zog sie folgende Bilanz.

B. F.: Es gab einige TeilnehmerInnen, die bereits dreisprachig aufgewachsen sind, dann gab es welche, die mit fünfzehn oder noch später in diesen anderen Sprachraum kamen und sich womöglich erst mit dreißig dazu entschlossen haben, auf Deutsch zu schreiben. Es gab Teilnehmer, die zu den ersten "Gastarbeitern" gehörten; einen Teilnehmer, der in Wien geboren wurde, einen irakischen Vater hat, selber aber nie im Irak gelebt hat und das Arabische sozusagen als Kindheitsmelodie, als Märchenerzählstimme im Kopf hat, aber nie wirklich Arabisch gelernt hat und trotzdem etwas aus dieser Sprache mitgenommen hat.

Also die Positionen waren sehr unterschiedlich. Und was mich am meisten frappiert hat, war die Arbeit an der deutschen Sprache, die sich vor allem diejenigen angetan haben, die sich in einem Alter für Deutsch als Schreibsprache entschieden haben, als die Muttersprache schon Platz gegriffen hatte; die dann sehr viel Mühe darauf verwandt haben, sich diese Schreibsprache so weit – ich will nicht sagen anzueignen, denn selbst das ist ein irreführender Ausdruck – sich diese Sprache so geschmeidig zu machen, dass sie in ihr schreiben können; und die natürlich auch größten Wert darauf legen, als deutschsprachige Schriftsteller gesehen zu werden.

M.S.: Ist es nicht letztlich so, dass uns diese mehrsprachigen Autoren eigentlich – wenn wir auf die Zukunft dieses Kontinents blicken – jetzt schon sehr überlegen sind, weil es so sein wird, dass mehr und mehr Sprachen einander durchdringen, einander nahe kommen, dass man sich in mehreren Sprachen ein Daheim schaffen muss?

B. F.: Ja, ich glaube, vor allem diese bewusste Arbeit an der Sprache steht dabei im Vordergrund, darin sind sie uns zum Teil auch schon überlegen und – wie es auch Sudabeh Mohafez gesagt hat: ich bin in drei Sprachen aufgewachsen, ich habe von Haus aus gewusst, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt, sondern mindestens drei. Das ist eine Erkenntnis, die unsreiner sich schwer genug erworben hat. Oder wie Ilma Rakusa, die ebenfalls mit mehreren Sprachen aufgewachsen ist, die von sich sagt, sie war dadurch immer gefeit gegen extreme Ideologien oder gegen jede Form von Rassismus und Nationalismus.

Was ich natürlich auch sehr interessant gefunden habe war, als die AutorInnen darüber berichtet haben, wie immer eine andere Sprache mitspricht, wenn sie sprechen, und wie sie dann auch – einige von ihnen – versucht haben, in ihrem Schreiben diese Polyphonie, dieses Polylinguale in irgendeiner Form zumindest anzudeuten.

Was mir auch so angenehm war, es war ein ausgesprochen seriöses Bemühen da, das zu sagen, was man zu diesem Thema zu sagen hat, und das auf so differenzierte Weise wie nur irgendwie möglich. Ich muss sagen, es war wirklich eine der schönsten Veranstaltungen, die ich erlebt habe – jetzt auch unter Schriftstellern – es war so überhaupt keine Selbstdarstellung im üblichen Sinn und sehr wenig Arroganz zu bemerken. Es hat mir sehr gut gefallen.